

FRANZOBEL

Was die Männer
so treiben,
wenn die Frauen
im
Badezimmer sind

Roman ZSOLNAY



wie ein Maibaum im Mai, ich auch so auf dem besten Weg war, ein Priapist zu werden. Im Saurüssel hatte ich die deftigsten Wörter kennengelernt und auch allerhand gesehen, aber Frauen blieben mir lange Zeit versagt. Ich war schüchtern, verklemmt, haphephob und hatte nicht die geringste Aussicht, jemals an so ein holdes Stöhnwesen heranzukommen.

Jahrhunderte später, als ich schließlich doch meinen Mann stehen durfte, kam mir zugute, dass mich manche Frauen für ein Genie hielten, das man retten musste. Aber leider geriet ich nur an Stumme. Sosehr ich mich auch bemühte, mit meiner Wurzel die Öfchen der Damen anzuheizen, sosehr ich auf Handgreiflichkeiten (mit Handschuhen!) setzte oder sonst wie versuchte, sie bei der Stange zu halten, es kam doch nie ein Gestöhn heraus. Sogar Frauen, denen der Ruf großartigster, hemmungslosester Stöhnerei vorauseilte, waren bei mir stimmloses Fleisch, das höchstens leise piepste, aber niemals selbstvergessen aufstöhnte, niemals das Innerste nach außen kehrte, um durch die Paraurethraldrüse (ich erkläre dir später, was das ist) einen Stausee an gedrängter Lust zu entladen, in einen Ausnahmezustand zu geraten, in eine Besessenheit.

Ja, so war das, Mama. Während meine Schwestern Alma und Irmi in der Schankstube geholfen, im Badezimmer an ihrer Schönheit gewerkelt oder dem besoffenen Poldl Gesellschaft geleistet, seinen Geschichten von den Moslemweibern gelauscht oder ihm bei seinen obszönen Briefen geholfen haben, während du in der Küche gestanden bist oder mit dem Albert, deinem Adlatus, irgendwelche Anbauten am Haus gemacht hast, habe ich, dein Hildy, in direkter Nachfolge Giacomo Casanovas oder Charles Bukowskis Aufklärungsbücher gelesen, pornografische Schriften studiert und mich mit Stellungskatalogen wie dem *Kamasutra* beschäftigt, immer auf der Suche nach dem Geheimnis des Lebens, immer in der Hoffnung, einmal etwas wahrhaftig zu empfinden. Allein, es war aussichtslos, mein sogenannter freier Wille war schon längst auf Schiene, dem bahnbrechenden Gestöhne hinterher. Ich, dein Hildy, aufgewachsen im Gasthaus Zum Saurüssel im schönen Sumpfung, etwas dicklich, wegen eines leichten Sprachfehlers und des bis zum Nabel gehenden Hosenbundes oft gehänselt, bin Stöhnforscher geworden. Damit begann das Unheil.

Unter Störchen

Wenn man einer Sache an den Kern will, muss man sie umzingeln, einkreisen, den Ring allmählich schließen, um dann zuzustoßen. Meine kernigen Schwestern sind Postbeamtin (Alma) und Sparkassenangestellte (Irm) geworden, ich, sicher der Verschlossenste von uns dreien, Forschungsreisender in Sachen Stöhnengeschrei.

Was Mathematiker in Formeln suchen, Chemiker in Molekularverbindungen oder Astronomen im Weltall, was Vulkanologen in Lava speienden Bergen, Taucher oder Höhlenforscher in unwirklichen, menschenleeren Gegenden und Teilchenphysiker im Urknall sehen, vermutete ich im Stöhnen: das Geheimnis allen Lebens, ein wahrhaftiges Gefühl. Die Weltformel! Im Stöhnen schält sich ein Mensch bis auf seine Quintessenz, das Stöhnen offenbart den Ursprung allen Seins, da spiegelt sich der Big Bang wider, der eruptive Sprung aus der Willenlosigkeit vorherbestimmter Existenz, in dem sich Energie materialisiert.

Ich war natürlich nicht der Einzige, den dieses Gestöhne faszinierte. Millionen Filme, Würstelwestern, wurden zu diesem Thema schon gedreht, eine ganze Industrie befüllt Magazine und das Internet. Die Stöhnerei ist das, worum sich die halbe Menschheit und die Erde drehen. Auch wenn manche glauben, es ginge um Fortpflanzung, Befruchtung oder Machtspielchen, um Aufgeilen, Abspritzen oder Triebabfuhr, um Hormonhaushalt oder Ablenkung, geht es doch immer nur ums Stöhnen, das interessanteste Geräusch der Welt.

Laut dem Georgier Wilhelm Svetopluk Huffingvili (1898 bis 1967), dem neuzeitlichen Ahnherrn aller Stöhnforscher, wie Andrej Dmitrijewitsch Sacharow (nein, das ist nicht der Erfinder des Saccharins) nach Nischni Nowgorod, da gibt man Salz aufs Brot, das macht die Wangen rot, vormals Gorki, verbannt und später wegen systemzersetzender Umtriebe hingerichtet, gibt es drei Hauptgruppen von akzelerierter Respiration: Luststöhnen, Gebärstöhnen und Todesstöhnen, welche in Huffingvilis Hauptwerk *Der Urschrei und wir* in die Untergruppierungen Schmerzstöhnen, Verluststöhnen, Angststöhnen, hysterisches Stöhnen und so weiter untergliedert

werden, aber keines ist so intensiv, so entfesselt wie das weibliche Orgasmusstöhnen. Huffingvili weist übrigens auf allen von ihm bekannt gewordenen Bildern deutliche Anzeichen eines beginnenden Exophthalmus (Glupschaugen) auf. Außerdem hat er bemerkenswerte Fliegerohren und stets geblähte Backen, als wäre er gerade dabei, etwas aufzublasen.

Gibt es also einen freien Willen? Eine Entscheidungsmöglichkeit? Nicht für mich. Ich war wie ferngesteuert, musste mich der Stöhnerei zuwenden. Trotzdem war ich unsicher, in einer nebulösen Ahnung, einer Zeit geringster Gewissheit. Nirgendwo wurde mir bestätigt, dass meine Ahnung richtig war, dass *huffing and puffing*, wie die Stöhnerei auf Englisch heißt, tatsächlich den Eingang zur Seele bildet, der Orgasmusschrei das Tor in die Unterwelt darstellt — oder ins Paradies? Nirgendwo wurde mir bestätigt, dass ich über das Stöhnen tatsächlich Zugang zu wahrhaftigen Empfindungen bekommen könnte. Da ich schüchtern war, mich mit den seit der Pubertät gewachsenen Maiskörnern im Gesicht, die wie Popcorn aufplatzten, hässlich fühlte, mich mit solchen Pickelplantagen an Frauen nicht heranwagte, sie außerdem auch nicht berühren wollte, weil es mich vor jeder Berührung ekelte, blieb mir das Luststöhnen unzugänglich.

Also habe ich mich nach meiner Flucht aus Sumpfung erst einmal dem Gebärstöhnen zugewandt, eine Schulung zur Hebamme gemacht und in einer geburtshilflich-gynäkologischen Klinik als Aushilfshebamme begonnen. *Vivos traho, mortuos frango, caesas plango* hing da über dem Portal: Die Lebenden ziehe ich heraus, die Toten zerbreche ich, die zu Fall Gekommenen beklage ich.

Da waren Leben und Tod die alltäglichen Geschäfte, war man eingehüllt in Gekreische und Gejammere — ein Paradies. Gut, es roch nach Ammoniak, Blut und Fruchtwasser, das mich übrigens immer an Kartoffelsuppe erinnerte, überall standen Störche mit Stoffbündeln im Schnabel, überall Fotos von kleinen, zerdrückten Menschlein, die aussahen wie Albino-Dörrpflaumen und Nicole, Kevin, Dennis oder Laura hießen, aber es musste doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich hier nicht dem Stöhnen auf die Schliche kommen sollte.

Du kannst dir aber denken, Mama, dass ich es als männliche Hebamme in dieser Sache nicht gerade leicht hatte. Um nicht sofort hinausgemobbt zu werden, gab ich mich als Schwuler aus, besorgte mir

eine Handtasche und verteidigte das Hochamt der Homosexualität, von der ich keine Ahnung hatte. Ich schwärmte von Sokrates, Shakespeare, Schiller, Oscar Wilde, Bert Brecht und Andy Warhol, las Alice Schwarzer, Susan Sontag und all die anderen Lichtgestalten der Emanzipation, interessierte mich für Gender, Fragen der Gleichberechtigung und sprach wie alle Semanzen (semantische Emanzen) die Substantive mit dem Zusatz Innen aus, ersetzte man durch frau.

Binnen weniger Wochen kannte ich mich aus mit den Grundsätzen der Entbindungskunst. Wusste mit der Wiener Schulzange ebenso umzugehen wie mit dem von Tage Malmström entwickelten Vakuumextraktor, einer Saugglocke, die frau zum Einsatz bringt, wenn das Baby schon im Becken ist und plötzlich die Herztöne nachlassen. Ich war ein Experte für Steißgeburten, kannte mich aus mit Schräglagen und Dammschnitten, mit verwickelten Nabelschnüren und Hebammentränken, das sind abführende Mixturen aus Lebertran, Sauerkrautsaft und Wacholderschnaps. Nabelabbinden konnte ich wie kein Zweiter. Leider alles nur an den Modellpuppen, an die wirklichen Schwangeren ließ man mich nicht ran. Und da ich wegen meiner Angst vor Berührungen ständig medizinische Handschuhe trug, wurde ich ohnehin von allen für etwas seltsam angesehen.

Die Oberhebamme sagte, eine Geburt sei wie ein tiefergelegter Sportwagen, da müsse man auch zuerst einmal das Aussteigen üben. Keine Ahnung, wie sie zu diesem blödsinnigen Vergleich gekommen war. Vielleicht weil sie selbst den ausgebauten Sportwagensitz eines alten Aston Martin in ihrem Keller stehen hatte, an dem sie ständig ein elegantes Aussteigen probierte: Beine zusammen und mit Schwung — zumindest tuschelten die anderen Hebammen davon. Eine Ungeübte muss die Beine spreizen, sich am Armaturenbrett festkrallen oder sich gar von ihrem Begleiter herausziehen lassen wie eine Ertrinkende. Das kam für die Oberhebamme alles nicht in Frage, wäre sie einmal zu einer Ausfahrt in einem Sportwagen eingeladen worden, hätte sie mit Stil und Eleganz beeindrucken können. Beine zusammen und mit Schwung. Aber solange sie an ihrem Sportwagensitz das Aussteigen übte, musste ich, der Schwule, bei den Puppenmodellen bleiben.

Dabei wusste ich, was bei einer Mekoniumaspiration, das ist, wenn Kindspech in die Fötenlunge kommt, zu tun war, beherrschte sogar die

Kraniotomie, die ich dir besser nicht erkläre. Gerettet aber hat mich der Kaffee, den Frau mir förmlich aus der Hand riss — wobei ich natürlich streng darauf achtete, dass Frau mich dabei nicht berührte.

In der Klinik war es wie mit den Wirtshäusern in Sumpfung. Zuerst kam der Kirchenwirt, wo die Besseren, die sogenannten Bürger und Großbauern, hingingen, dann der Hofwirt, der Treffpunkt des Mittelstands, und zum Schluss wir, der Saurüssel, wo sich der Abschaum traf, wo alles erlaubt war, weil keiner hinschaute. In der geburtshilflich-gynäkologischen Klinik hieß die Hierarchie: Primärärzte, Oberärzte, Krankenschwestern, Oberhebamme, Hebammen, Patientin, Neugeborenes. Und je weiter oben jemand war, desto weniger wusste er. Ich, der ich sehr viel wusste, die Leopoldschen Griffe, den sogenannten Ultraschall der Hebamme, wie kein Zweiter beherrschte, die Wehen systematisiert hatte, am Blick der Schwangeren erkennen konnte, wann es so weit war, kein CTG (Cardiotokogramm) brauchte, um die Niederkunft zu bestimmen, ich also, der ich das Wort *pressen* in siebenunddreißig Sprachen kannte, durfte meist nur die Blut- und Fruchtwasserlachen, die Erdäpfelsuppe, aufwischen, umgekippte Väter wegtragen oder nicht umgekippten Erzeugern Nabelschnur und Schere reichen, die Neugeborenen wiegen, messen, anhand der Füße ihre künftige Körpergröße bestimmen, sie den Neonatologen zum Ultraschall übergeben, den Intubator bereitstellen und Kaffee kochen, was ich meisterhaft beherrschte. Mein Kaffee war weltberühmt in unserer Klinik, ich war der George Clooney unter den Hebammen. An die wandelnden Überraschungseier, wie ich die Graviditätischen, also die Schwangeren nannte, ließ man mich trotzdem kaum heran.

Dennoch war ich glücklich, träumte von einem Archiv des Stöhnens, einer Schreisammlung — ähnlich den DNA-Sammlungen der Polizei oder den Geruchsarchiven in DDR-Gefängnissen, wo jeder Gefangene ein paar Tage lang einen Stofflappen zwischen den Beinen tragen musste, der dann in ein Rexglas kam, um ihn im Falle eines Ausbruchs den Spürhunden vor die Schnauze halten zu können. So etwas schwebte mir vor, eine Stöhn-Enzyklopädie. Leider hat man mich ertappt, wie ich mich mit meinem Aufnahmegerät hinter einer Gebärenden versteckte.

Während die anderen Geburtshelferinnen die Schwangeren